

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 41 (1962)
Heft: 3

Artikel: Der Weg zum Frieden
Autor: Bühner, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-337339>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JAKOB BÜHRER

Der Weg zum Frieden

*Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung 1961
der Vereinigung demokratischer sozialistischer Erzieher*

Ich verstehe unter Sozialismus eine Weltbewegung, die die herzhafteste Gemeinschaft aller Völker anstrebt, in der jeder für die geistige und materielle Wohlfahrt aller mitverantwortlich ist. So verstanden, bildet Sozialismus heute das Kern- und Schicksalsproblem der Menschheit. Im Zeitalter der Großindustrie ist es brennend, aber auch lösbar geworden. Es geht um die Entscheidung über eine glückliche Zukunft der Menschheit oder deren Rückfall in die Barbarei, wenn nicht um ihren Untergang.

Eine brüderliche Weltgemeinschaft war schon ein christliches Ideal. Den Begründern der Vereinigten Staaten von Amerika, die 1774 zu Philadelphia die Menschenrechte verkündeten, schwebte sie als Fernziel vor. Ebenso den Erstürmern der Bastille. Ebenso den Begründern des wissenschaftlichen Sozialismus von Babeuf über die Saint-Simonisten und Syndikalisten zu Marx und Engels. Im Zeitalter der Atomwaffen ist aus dem Ideal der Gemeinschaft aller Völker eine Notwendigkeit geworden, ohne die es keine Rettung vor der Endkatastrophe gibt. Dem Wort Katholizismus liegt der Begriff weltumspannend zugrunde. Das gilt auch für den Sozialismus. Der Unterschied liegt darin: der Katholizismus erstrebt die brüderliche Weltgemeinschaft mit dem Glauben an einen das Schicksal der Menschheit bestimmenden Gott. Der Sozialismus glaubt an den Menschen, an die ihm eingeborenen, noch kaum entwickelten, aber zu entwickelnden geistigen und seelischen Kräfte. Der Sozialismus stützt sich auf die Überzeugung, der Mensch sei imstande, die materiellen Voraussetzungen für eine friedliche, den Planeten vernünftig verwaltende Weltgemeinschaft zu schaffen. Ohne die Erfüllung dieser materiellen Bedingungen sei die friedliche Gemeinschaft der Völker nicht zu erreichen. Bisher war es nicht möglich, diese Voraussetzungen zu verwirklichen. Erst dank den technischen Errungenschaften der Neu-

zeit, dank der Großindustrie ist diese Möglichkeit gegeben. Sie, die moderne Großindustrie, verlangt den Weltstaat, so wie das beginnende Maschinenzeitalter den Nationalstaat erforderte und ihn auch schuf.

Soviel vorerst zum Begriff Sozialismus.

Sozialismus von heute

Was ist an diesem Heute gelegen? Was ist an ihm anders als am Gestern, jedem Gestern? Fast ist man versucht zu sagen: alles, alles ist anders. Der Grundzug jedoch, der diese Gegenwart von jeder früheren unterscheidet, ist: wir besitzen die Möglichkeit, einen Wirtschaftsapparat auf- und auszubauen, der befähigt wäre, Not und Elend aus der Welt zu verbannen und Wohlstand für alle zu erzeugen. Wir besitzen nicht nur die technische, auch die finanzielle Möglichkeit. Das behaupten die Kommunisten, das behaupten auch die Kapitalisten. Kennedy verkündete es am letzten Thanksgiving: mit der freien Wirtschaft sei eine glückliche, geeinte Menschheit erreichbar. Das wäre das Ziel, das, wie sie sagen, auch die Kommunisten anstreben. Also wären Ost und West über das Ziel einig? Über den Weg dazu gehen die Meinungen weit auseinander, so daß es zur Aufspaltung in zwei todfeindliche Lager gekommen ist. Ihr Krieg bedroht die Menschheit mit dem Untergang, eine Situation, wie sie bisher die Geschichte nicht kannte.

Zu dieser ungeheuerlichen machtpolitischen Gegebenheit gesellt sich eine Reihe geistiger und anderer Art, die uns ebenfalls in eine von Grund auf veränderte Welt hineinstellen. Das sind vorerst

die wissenschaftlichen Entdeckungen.

Die der Astronomie zum Beispiel. Wohl hat die für seine Zeit ungeheure Erkenntnis des Kopernikus, die Erde sei nicht der Mittelpunkt der Welt, sie stehe nicht fest, an der Denkart der Menschen, ihrer Einstellung zum Dasein nach außen wenig geändert. Ebenso scheint die nicht weniger verblüffende Lehre der modernen Astronomie, unser Sonnensystem sei ein winziges Teilchen eines unvorstellbaren, nach Lichtjahren zu berechnenden Weltalls, unsere seelische Verfassung kaum zu beeinflussen. Aber das scheint nur so. Diese Erkenntnisse dringen schon in unser Unterbewußtsein und erschüttern unsere Einstellung zum Dasein. Wir fühlen, wie verloren, wie nichtsbedeutend wir in diesem unfäßbaren Weltall sind. Aber auch wie schicksalsverbunden mit unseren Mitmenschen. Wie wir aufeinander angewiesen sind und daß wir — doch nur gemeinsam — aus diesem wunderreichen Planeten Erde eine beglückende Heimat machen könnten.

Zu den Entdeckungen der Astronomie und der Physik kommen die der anderen Naturwissenschaften. Als eine der geistig fruchtbarsten — für ge-

wisse Theologen furchtbarsten — halte ich die Abstammungslehre. Zu der doch wohl unwiderlegbar gewordenen Wahrheit über die Entwicklung des Organischen, von der Urzelle über die Pflanze und das Tier zum Menschen, ergibt sich die Quelle eines tiefen und schönen Glaubens an das Wunder der Schöpfung. Der Glaube an das Werden, aus dem uns die besten seelischen Kräfte zuströmen können. Darum ist die Abstammungslehre nicht religionsfeindlich. Im Gegenteil. Vorausgesetzt freilich, daß man den Begriff Religion tiefer faßt, so daß er vereinbar ist mit dem galaxischen All. Die Religion zum tiefer erfaßbaren Erlebnis zu machen, wäre die Aufgabe der heutigen Kirche. Sie aber bestätigt die unbefleckte Empfängnis und die Himmelfahrt der Maria und klammert sich an Worte, wo es um Symbole geht. Doch wollen wir gerne zugeben — und auch das ist ein Neues —, daß es andere theologische Strömungen gibt, daß Geistliche zum Beispiel zu fragen wagen, ob denn die Evangelien objektive Auskunft über das Leben und die Lehren des Nazareners gäben oder ob sie nicht zweckgebundene, den Interessen der frühen Christengemeinden dienende Berichte seien; offenbar Versuche, die so revolutionäre und so hohe seelische Werte schaffende Gestalt des Stifters der christlichen Religion auch für die freier Denkenden zu retten.

Zu den populär gewordenen wissenschaftlichen Erkenntnissen, die Einbrüche in den Denkbereich des Volkes — und wer gehört nicht zum Volk — bewirken, kommen

die praktischen Erfahrungen

im Erwerbs- und Alltagsleben, und auch sie bestürmen uns mit der Erkenntnis, daß eine neue Zeit angebrochen ist. Man muß vielleicht wie ich im letzten Jahrhundert geboren sein, muß die Jahrzehnte vor und nach der Jahrhundertwende, den Ersten Weltkrieg, den Generalstreik, den Neokapitalismus, die Dauerkrise, die völlige Entwertung der deutschen Mark, die Entstehung des Faschismus, Nazismus, den Weltkrieg und das Wirtschaftswunder erlebt haben, um sich ein Urteil bilden zu können, welche wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandlungen sich in diesen siebenzig Jahren vollzogen haben.

Bis nach dem Ersten Weltkrieg und erst recht während der großen Krise gab es auch bei uns so etwas wie ein richtiges Proletariat, das sich von der Unternehmerschaft ausgebeutet fühlte, sie haßte und in einem von beiden Seiten hart geführten Kampf unter oft schweren Opfern — es erforderte damals Mut, Mitglied einer Gewerkschaft oder gar der Sozialdemokratischen Partei zu sein — für gerechtere soziale Zustände sich einzusetzen. Und ging es auch den meisten nur um höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit, so war doch in diesem haßerfüllten Klassenkampf ein weiterzielender Idealismus lebendig. In der Arbeiterinternationale wurde er gepflegt. In der Erringung

einer gerechten, friedlichen Weltgemeinschaft aller Völker sah die sozialistische Bewegung, die sich über so viele Länder erstreckte, ihre oberste Aufgabe. Die rote Fahne war ihr Symbol.

Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde sie zum erstenmal verraten. In Frankreich und Deutschland marschierten die Arbeiter nicht die Internationale, sondern Vaterlandslieder (zum Beispiel «Deutschland, Deutschland über alles») singend in die Kasernen. Ihre Führer hatten kurz vorher im Namen der Arbeiterschaft der ganzen Welt gelobt, den Mobilisationsbefehlen nicht zu gehorchen. Zum andernmal ging das Ideal des Sozialismus vor die Hunde, als die Bolschewisten in Rußland die Diktatur des Proletariats in die Diktatur *über* das Proletariat, über die Bauern und Arbeiter verwandelten, wohl verwandeln mußten, zumal der erhoffte Ausbruch der Weltrevolution ausblieb. Die am Beginn der russischen Revolution (auf die alle Linksorientierten so große Hoffnungen gesetzt hatten!) zur Macht gelangten Bolschewisten widerstanden der Verführung, sie zu mißbrauchen, nicht. Denn es ging nicht mit dem Kommunismus, der geldlosen Gesellschaft. Sie mußten zurück zur Nep, zur «neuen Gesellschaftsordnung», zur beschränkten Marktwirtschaft, zum Staatskapitalismus. Die Zeit und die Menschen waren nicht reif zum Sozialismus, die technischen Voraussetzungen nicht gegeben. In Rußland nicht, in den kapitalistischen Ländern nicht. Die Bolschewisten versuchten den «Sozialismus in *einem* Land» aufzubauen. Das ging, wenn überhaupt, nur mit Gewalt und Terror, einer Schreckensherrschaft auch über Bauern und Arbeiter. Damit war die sozialistische Bewegung im tiefsten diskreditiert. Das hat ihr im Westen unerhört geschadet.

Indessen, wo wäre die Welt ohne die von den «weißen» Armeen bedrohte russische Revolution? Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges gab es sie noch nicht. Wenn man behauptet, die Herrschaft der Bolschewiki sei mit ein Grund für den Zweiten Weltkrieg gewesen, so kann man gerade so gut behaupten, die Schweizer sind schuld an der Schlacht von Morgarten, wenn sie die Eidgenossenschaft nicht gegründet hätten . . . Wie dem auch sei, zum Ersten Weltkrieg kam es, weil die mit Zollmauern umgürteten, bis auf die Zähne bewaffneten, um ihre Banken gescharten Industrieländer in ihrem wilden Konkurrenzkampf um Absatzgebiete, ihrem Streit um die Rohstoffquellen sich genötigt glaubten, zum «letzten Mittel», zur Gewalt greifen zu müssen und auch weil es möglich schien, die mit ihren Forderungen immer lästiger, immer mächtiger werdenden Arbeiterorganisationen während eines Krieges in die Schranken zu weisen.

Der Zweite Weltkrieg brach aus, nachdem die kapitalistische Kredit- und Gewinnwirtschaft nach einem katastrophalen Börsenkrach elend versagt und viele Millionen arbeits- und verdienstlos gemacht hatte und weil dieser privaten Gewinnwirtschaft nur mit maßlosen Rüstungsaufträgen wieder auf die

Beine geholfen werden konnte. Den Diktatoren, denen das Kapital in den Sattel half, wurde der Auftrag gegeben, die Gewerkschaften zu zerschlagen und die soziale Bewegung abzustoppen, was sie gründlich besorgten.

Damals erlebten wir, wessen der Mensch fähig ist. Gewiß wimmelt die Weltgeschichte von Greueln, doch haben wir den Menschen des 20. Jahrhunderts nicht solcher Verbrechen für fähig gehalten, wie sie die Nazi begingen. Gewiß, Italien und das niedergeworfene Deutschland litten am meisten unter der Dauerkrise. Elend und Not sind geeignet, die übelsten Veranlagungen des Menschen sich auswirken zu lassen. 1936 erklärte mir der amerikanische Schriftsteller Dreiser, der Verfasser des Romans «Die amerikanische Tragödie»: «Wenn die Arbeitslosigkeit bei uns noch drei Monate anhält, dann haben auch wir in den Staaten den Faschismus. Keine Nation ist gegen diese Pest gefeit.» — Im «Frontenfrühling» erfuhren wir die Wahrheit dieser Behauptung. Dieses Wissen um die Natur der Menschen und daß man sich im Innersten schämt, ein Mensch zu sein, macht einen Teil der neuen geistigen Atmosphäre aus, in der wir heute leben.

Indessen haben wir den Menschen in diesen Jahrzehnten nicht nur in seinen brutalsten, die Bestialität weit überbietenden Trieben erlebt, wir erfuhren und erfahren auch

die guten Seiten des Menschen,

erfahren ihn als ein herzhaftes, zur Gemeinschaft fähiges Wesen. Während des Ersten Weltkrieges waren wir ein innerlich zerrissenes Volk. Der Graben, der sich zwischen Deutsch und Welsch dank den Sympathien für Deutschland oder Frankreich in unserem Land aufgetan hatte, war verhältnismäßig harmlos. Viel ernster und gefährlicher war die Kluft, die quer durch die Vaterländer ging und die das Bürgertum von der Arbeiterschaft trennte. Auch bei uns. Während die Oberschichten, hohe Preise bezahlend, Nötiges und Unnötiges hamsterten, die Schieber sich maßlos bereicherten, stieg die Not in den Unterschichten. Im gleichen Maß steigerte sich Haß und Feindschaft zwischen den beiden Klassen. Hoffend oder fürchtend erwartete man hüben und drüben die Weltrevolution, das Ende des Kapitalismus. Es kam nicht dazu. Die kriegführenden Nationen, Sieger und Besiegte, waren erschöpft. Der blutige und brutale Verlauf der Russischen Revolution spaltete die sozialistische Bewegung und schreckte die Mehrheit, die sich zur Demokratie bekannte, ab. Sie stand ratlos und hilflos vor der vom Kriege zertrümmerten Weltwirtschaft. Der Neokapitalismus richtete sie wieder auf. Die Banken, die viele der massenhaft bankrott gegangenen Unternehmungen für einen Birnstiel übernommen hatten, gewährten neue Kredite und kurbelten so die Wirtschaft wieder an. Mit dem Taylor- und andern Sparsystemen wurde nachgeholfen. Mit Hilfe der Banken und Geldherren erholte

sich die Börse, stiegen die Einkommen aus Zinsen und Dividenden und Spekulationsgewinnen, bis plötzlich die Besitzer von Aktienwerten Angst bekamen, an der New Yorker Börse der schwarze Tag anbrach, die Kurse der Wertpapiere ins Rutschen gerieten, eine langandauernde Lawine auslösten, die die kapitalistische Welt in ihren Grundfesten erschütterte. Es gab keine irgendwie sicheren Werte mehr. Güter wurden massenhaft auf den Markt geworfen. Der Totalausverkauf begann. Aber da jeder damit rechnete, morgen würden die Waren noch billiger, war kein Ende des geschäftlichen Niedergangs abzusehen. Immer mehr Betriebe schlossen. Millionenweise flogen Arbeiter auf die Straße. Wir in der Schweiz brachten es auf über hunderttausend. Und immer noch hoffte man, es handle sich um eine — zwar etwas stärkere, aber gleichwohl eine — der üblichen alle sieben Jahre eintretende Krise, was die Nationalökonomien den «natürlichen Rhythmus und Pulsschlag der Wirtschaft» nannten. Nämlich: Vermehrung der Kredite, Anstieg der Produktion, gute Konjunktur, auf einmal Angst, Ablehnung neuer Kredite, Rückgang der Konjunktur, Krise, Bankrott so und so vieler Geschäfte, teilweise Übernahme durch die Banken, neue Kredite, neuer Aufstieg. Aber diesmal war den Banken die Herrschaft über die Börse entglitten. Der Verfall aller Werte führte zu dem für die Geldherren unüberwindlichen Massenelend und dies zu den Diktaturen und zum Zweiten Weltkrieg.

Dieser war seelisch ungleich schwerer zu ertragen als der erste. Einmal bestand bei einem Sieg Hitlers, mit dem lange gerechnet werden mußte, die Gefahr der Versklavung der Welt unter Barbaren. Zum anderen wurde der Krieg mit den «teppichlegenden» Bombenflugzeugen total, das heißt auch gegen die gesamte Zivilbevölkerung geführt. «Total ist nicht total genug», noch krächzt mir dieser Schrei, den Goebbels in einer seiner Radioreden ausstieß, in den Ohren. Wahr ist indessen, daß wir als Volk diesen Krieg anders überstanden als den ersten. Wir waren uns, von Ausnahmen abgesehen, wie das Verhalten der Frontisten, der Zweihundert und jener verängstigten Bürger, die nach dem Zusammenbruch von Frankreich — für uns der gefährlichste Augenblick des ganzen Krieges — flüchten wollten, unserer Schicksalsgemeinschaft bewußt und verhielten uns im großen und ganzen danach. Die Maßnahmen zur Stabilisierung der Miet- und Lebensmittelpreise, der gerechten Verteilung der vorhandenen Konsumgüter, der Entschädigung der Wehrmänner und anderes entsprang dem Geist der Solidarität, wie wir ihn vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg nicht gekannt hatten. Mit ein Grund an dieser Haltung war: es ging uns wirtschaftlich nicht so schlecht. Wieviel dazu unsere Dienstleistungen für die Kriegführenden beigetragen haben, bleibe dahingestellt... Der Klassenkampf und Klassenhaß, der unsere Gemeinschaft im Ersten Weltkrieg zerriß, im Generalstreik den Höhepunkt erreicht hatte und der nachher in großen Lohnbewegungen wiederholt aufflackerte, so in Genf, wo es zu einem Militäraufgebot und einer Opfer for-

dernden Schießerei kam, war abgeklungen und blieb es. Auch nach dem grauenhaften Zusammenbruch des Dritten Reiches.

Die Unternehmer und Kaufleute bei uns und anderswo hatten inzwischen

die wunderbare Entdeckung

gemacht, daß ihre Geschäfte nur liefen, wenn ihre Kunden Geld hatten, daß die Kamine der Großunternehmer, die Serien- und Massenwaren erzeugten, nur rauchen konnten, wenn die Massen nicht darbteten. Über dem bekam die soziale Frage ein ganz anderes Gesicht. Plötzlich begriff man: die Kapitalanlagen rentierten um so besser, je mehr die Massen konsumierten. Wenn sie kaufen, konsumieren sollten, mußten sie Geld haben, mußten sie einigermaßen recht entlohnt werden, mußten sie zum Konsumieren angespornt werden durch Reklame, Reklame und nochmals Reklame. So kam es zur großen, nun schon so lange und nach Aussage der einer neuen Lehre anhängenden Wirtschaftsgelehrten noch mindestens zwanzig Jahre anhaltenden Nachkriegskonjunktur. Kam es zu der erstaunlichen wirtschaftlichen, sozialen Reformen, deren Zeugen wir sind. Sie entsprang nicht ethischen und politischen Forderungen, sondern geschäftlichen. Überdem kamen wir in der Schweiz zum sogenannten Arbeitsfrieden. Die gehässigen, sehr kostspieligen, mit ungezählten Streiks geführten Kämpfe um höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit, Ferien, Familienzulagen, Versicherungen und anderes konnten vermieden werden. In Verhandlungen zwischen verständnisvollen Vertretern der Unternehmer- und Arbeiterverbände wurden alle diese Dinge zu für beide Teile annehmbaren Bedingungen geregelt. Und das auf dem Boden der freien Marktwirtschaft! Dem kapitalistischen Wirtschaftssystem! Für die Gewerkschaften bedeutete das keine Abweichung von ihrer grundsätzlichen Einstellung. Nach ihrem großen Vorkämpfer, Herman Greulich, war es einzige Aufgabe der Gewerkschaften, den Arbeitern bessere Existenzbedingungen zu erkämpfen. Mehr nicht. Der Unternehmer bleibt der Herr! — Anders sahen die Dinge für die Sozialdemokratische Partei aus. Sie wollte mehr. Sie verneinte den Kapitalismus, wollte mit einem tauglicheren, gerechteren Wirtschaftssystem den auf Kampf und Krieg angewiesenen Nationalstaat überwinden und zu einer herzhaften, friedlichen Weltgemeinschaft vorstoßen. Indem sie mehr oder weniger stillschweigend den Abschluß der neuen Verträge hinnahm, bejahte sie die auf unbeschränktem Besitz und unkontrollierten Gewinnen beruhende Privatwirtschaft. Gewiß hat sich der «Arbeitsfrieden» segensreich ausgewirkt, und die Partei hätte viel von ihrer Popularität verloren, wenn sie sich ihm widersetzt hätte. Indessen hätte die Hinnahme der an und für sich vernünftigen Verständigungspolitik mit der Erklärung begleitet sein dürfen: Ziel und Aufgaben der Arbeiterbewegung bleiben die gleichen. Der Abschluß des Arbeitsfriedens bedeutet auch für

den Kapitalismus eine Reform. Diese Übereinkommen werden dazu beitragen, die Ausbeutung des Arbeiters zu vermindern, das arbeitslose Einkommen langsam auszuschalten, und so mithelfen, die Voraussetzungen für den sozialen Frieden zu schaffen. Die Unterlassung einer solchen Erklärung kam und kommt der Anerkennung der «freien» Markt- und Konkurrenzwirtschaft gleich, die mit einer gerechten friedlichen Weltordnung unvereinbar ist. Die in dieser Beziehung unklare Haltung des neuen Parteistatuts trägt nichts zur Zielsicherheit der sozialistischen Bewegung bei.

Der durch die andauernde Hochkonjunktur bedingte Arbeitermangel und die aus ihm sich ergebende Bereitwilligkeit der Geschäftsherren, höhere Löhne zu bezahlen, hat weiter dazu beigetragen,

für die soziale Bewegung ein neues Klima

zu schaffen. Führte doch die finanzielle Besserstellung der Unterschichten zu einer gesellschaftlichen Umgestaltung. Sie kam in der Aufhebung der dritten Klasse der Bundesbahnwagen zum sinnfälligsten Ausdruck. Es gibt jetzt nur noch zwei Stände in der Schweiz: die Feinen und die weniger Feinen. Das kommt schon durch die Bekleidung an den Tag. Eine Generalversammlung einer Gewerkschaft sieht auf den ersten Blick nicht so viel anders aus als eine solche von Bankdirektoren, wogegen die draußen parkierenden Autos wohl das höhere Prestige durch mehr lackiertes Blech verraten... Ein Arbeiterumzug am 1. Mai vor fünfzig Jahren, bei dem vielleicht geflissentlich die Volksarmut betont wurde, sah anders aus als ein 1.-Mai-Umzug von heute, dem zwar immer noch die rote Fahne vorangetragen wird. Die guten sonntäglichen Anzüge der Männer und Frauen, die schmucken Uniformen der Beamten, die Sportgewänder der Jungmannschaften verkünden stolz, wohin es die Bewegung gebracht hat. Es ist ja so: ein ungelernter Arbeiter ist heute wirtschaftlich einem Angestellten gleichgestellt. Vor wenigen Jahrzehnten dünkte sich der «Stehkragenproletarier» über den Arbeiter, jeden Arbeiter erhaben. Ein Qualitätsarbeiter nimmt es heute finanziell mit vielen ein Studium erfordernden Berufen auf. Was die allgemeine Bildung anbetrifft, steht er, der Qualitätsarbeiter, vielen Spezialgelehrten in nichts nach; was noch nicht unbedingt für das hohe geistige Niveau unseres Volkes zu zeugen braucht, sondern vielleicht für die bescheidene Allgemeinbildung des Fachgelehrten...

Aber auch die Standes- und Bildungsunterschiede zwischen Stadt und Land sind weithin ausgeglichen. Der Ausdruck «dumme Buur», der noch in meiner Knabenzeit gang und gäbe war, hat keinen Inhalt mehr. Die fortschreitende Verstädterung ist für diese Wandlung verantwortlich. Sie ist bedingt durch das Warenhaus, die Versandgeschäfte, die den früher so auffallenden Unterschied in der Bekleidung des Städters und des Dorfeinwoh-

ners aufhoben, ist bedingt durch das Auto, das Radio, das Fernsehen, das Kino, das in jede größere Ortschaft neben einigem Guten den Sexual- und Kriminalkitsch der großstädtischen Traumfabriken bringt.

So hat in den heutigen Generationen, von denen alle Erwachsenen, durchweg alle, dank unserer Wirtschaftsordnung Geldjäger sein müssen, ein weitgehender Ausgleich der Klassenunterschiede und der Denkart stattgefunden. Wohl ist die Zahl der Millionäre rapid gestiegen, aber letztthin sagte mir einer von ihnen: «Was zählt das schon! Wenn man bedenkt, wieviel man sich heute mit wenig Geld leisten kann (von der Waschmaschine bis zum Auto) und wie wenig mit viel Geld...!» So scheint es ja, daß wir wirklich so etwas wie ein Volk von Brüdern geworden sind, besonders wenn man bedenkt, wie es manchmal unter Brüdern her und zu geht...

Item, es gäbe der Gründe genug, es mit Dostojewskij zu halten, der seinen Roman «Raskolnikow» mit den Worten schließt: «Hier beginnt eine neue Geschichte, die Geschichte der schrittweisen Erneuerung eines Menschen (wir könnten sagen: der Menschen), die Geschichte der schrittweisen Neuschöpfung, eines schrittweisen Hinüberwachsens aus einer Welt einer neuen, bis anhin kaum geahnten Wirklichkeit entgegen.» *Fortsetzung folgt*

J. W. BRÜGEL

Dem Gedenken Otto Bauers

In unserer raschlebigen Zeit werden geistige Taten auch großer Bedeutung, ja sogar Aktionen, die sich tief in die Geschichte eingegraben haben, buchstäblich über Nacht vergessen. Das gilt noch mehr, wenn das Lebenswerk eines Menschen, dessen Name seinerzeit in aller Munde war, zeitweilig vom Gegner vernichtet werden konnte und sich der Neuaufbau in ganz anderen Formen vollzieht. So ist auch die große, ja einmalige Figur *Otto Bauers* in Vergessenheit geraten, des Mannes, der der Lehrer und das bewunderte Vorbild einer ganzen Generation von Sozialisten war, des Mannes, der mehr als irgendein anderer über seine eigene Partei hinaus wirkte und geistig jede Tagung der Vorkriegsinternationale beherrschte. Otto Bauer ist im Juli 1938, nur 57 Jahre alt, in einem elenden Hotelzimmer in Paris als Emigrant gestorben. Sein 80. Geburtstag im September 1961 war der äußere Anlaß, durch ein Gedenkwerk nicht nur eine Dankeschuld zu erfüllen — es wimmelt von Biographien weit kleinerer Geister —, sondern darüber hinaus durch Ausgrabung verschütteter Zusammenhänge das Verständnis für die aus Situationen der Vergangenheit erwachsenen Gegenwartsprobleme zu erhöhen.